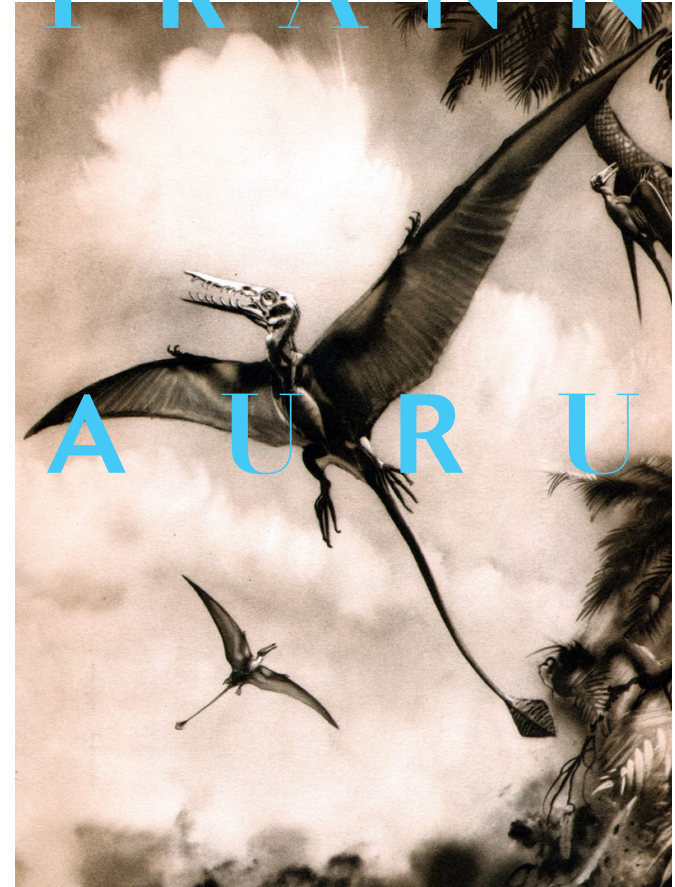


L'Officiel Hommes
Ausgabe 1/2014



TYRANNOSAURUS



Wir sind besessen von Dinosauriern – auch, weil sie der abstrakten Endlichkeit ein Gesicht geben. Dabei haben die Dinobilder, die wir kennen, nichts mit der Realität zu tun. Eine kurze Kulturgeschichte.

„Die Dinosaurier-Bilder versöhnen uns mit unserer eigenen Sterblichkeit“



Niemand wurde so oft wiedergeboren wie die Dinosaurier. Vor 65 Millionen Jahren ausgestorben, erlebten sie viele Renaissance. Eine davon auf Kinderzimmer-Teppichen, wo Jungen mit ihnen spielen, weil sie in ihrer Vorstellung mit einem mächtigen Fußtritt eine ganze Kleinstadt unter sich zermalmen können, wenn ihnen jemand blöd kommt. Ein weiteres Comeback erlebten sie im Privatfernsehen der 80er-Jahre. Viele wollten so cool sein wie Robbie Sinclair, 14-jähriger Rebell der „Dinos“, der mit Ringelshirt und Chucks an eine Hypsilophodon-Version des frühen Kurt Cobain erinnerte. Die „Dino-Riders“ kämpften an der Seite der Valorianer mit Space-Time-Energy; bei der Familie Feuerstein waren Dinosaurier zugleich Haushund und Müllschlucker. Viele kleine Jungen mussten außerdem heimlich weinen, als „In einem Land vor unserer Zeit“ der gute Langhals ums Leben kam. Freundlich war das orangefarbene Ding, das nur Blätter fraß und seine Brut vor Tyrannosaurus Rex in Sicherheit bringen musste. Der wiederum trägt seine Boshaftigkeit schon im

Namen. Ob T-Rex wirklich ein kaltblütiger, ledriger Killer war, ist heute umstritten. Und Langhals gab es angeblich nie.

An den unterschiedlichen Bildern, die von Dinos existieren, erkennt man vor allem eines: Dass unsere Vorstellungen mit dem Zeitgeist wechseln. Aus Überresten hat man versucht zu rekonstruieren, was einmal war. Doch aus versteinigten Knochen und Spuren ein genaues Bild zu bestimmen ist nicht einfach. Im Mittelalter riefen die Funde Vorstellungen von Drachen hervor und mit Beginn der Aufklärung eine regelrechte Dinomanie: Es wurden Dino-Parks errichtet, Dino-Bilder gesammelt und die Forschung auf ihren Höhepunkt getrieben. Doch die Wissenschaft war sich nie einig. Um 1830 hielt man Dinos für clevere, lebhaftere Tiere, dann plötzlich für dummliche Riesen. Ein paar Jahre später glaubte man dagegen schon wieder, dass sie intelligente, soziale Wesen waren. Einmal sahen sie nackt aus, dann wieder gefiedert. Erst sollen sie braun gewesen sein, heute geht man von Ringelmustern in Rot und Gelb aus. Und durch einen

am falschen Ende des Tieres platzierten Schädel brach einmal sogar ein sogenannter „Knochenkrieg“ zwischen zwei Forschern aus: Jeder wollte mit seiner Dino-Theorie recht behalten und dazu noch möglichst viele Arten entdecken. Heute ist man der Auffassung, dass nur ein Bruchteil der damals beschriebenen Tiere gelebt hat. Jedes Jahr kommen 30 neue Arten dazu, dafür werden einige unserer Lieblingssaurier wie der langhalsige Brontosaurus für Blödsinn erklärt. Das muss man erst einmal schaffen: innerhalb einer ausgestorbenen Spezies erneut ausgelöscht zu werden.

Für das Bild, das uns heute kollektiv in den Kopf kommt, wenn wir das Wort „Dinosaurier“ hören, ist der tschechische Zeichner Zdenek Burian verantwortlich. In den 1920er-Jahren hat er damit angefangen, die Entwicklung des Lebens vom Präkambrium bis in die Jungsteinzeit aufs Papier zu bringen. Oder besser gesagt, seine Vorstellung davon zu illustrieren. Und weil er im normalen Leben vor allem Karl-May- und Jules-Verne-Bücher bebilderte, waren seine Dinos so beseelt wie schöne Helden und

hässliche Schurken. Diese platzierte er in fast surrealen Landschaften: Violette Abendhimmel, Dunstwolken, Wetterleuchten und exotische Bäume sind die Kulissen seiner verlorenen Welten. Weil diese so schön sind und vielleicht auch, weil sie niemals mehr betreten werden können, reißt die Begeisterung für Burians Bilder nicht ab. Gerade ist ein neues Buch mit dem Titel „Die verlorenen Welten des Zdenek Burian“ erschienen. „Vergiss die Zeit und die Welt, wie Du sie kennst“, steht da. „In Jahrmillionen vergangener Zeiten erstreckten sich andere Kontinente über unsere Erde. Andere Gebirge ragten in den Himmel, und andere Flüsse flossen zwischen ihnen durch breite Täler. Andere Geschöpfe bewohnten Land und Meer, kleine zarte Tierchen und unförmige Ungeheuer unerhörter Größe. Und über diesen vergangenen Welten strahlte immer unsere Sonne.“

Seit Menschen überlegen, was vor ihnen war, versuchen sie auch, diese Welt sichtbar zu machen. Das macht Dimensionen greifbarer, die uns in Hinblick auf die Geschichte zu einem win-

zigen DNA-Baustein in der Michstraße werden lassen, nämlich verschwindend klein. Die Bilder geben den Rahmen: Ein freundlicher Langhals macht eine Welt sichtbar, in der noch nicht einmal die Idee eines Mannes oder einer Frau geboren war. Das ist ein ähnliches Prinzip wie auch in Religion, Wissenschaft und Philosophie: Bilder sind Erklärungsmodelle und geben Halt. So treiben wir nicht mental ins kalte Nichts. Auch Gott, Buddha und Allah sind verbildlichte Ideen von etwas, das zu groß ist, um es in seiner Abstraktheit zu greifen. Die Bilder der Welt vor 60 Millionen Jahren versöhnen uns mit der Ungreifbarkeit der vergangenen Zeit.

Nun ist der Gedanke, dass die Dinosaurier allesamt in kürzester Zeit ausgestorben sind, nicht gerade beruhigend. Doch auch das gehört zu unserem Leben einfach dazu. Es zeigt, wie zerbrechlich alles ist, das uns umgibt. Terrence Malick stellt in seinem monumentalen Spielfilm „Tree of Life“ zwei Szenen nebeneinander: Ein Dinosaurier schaut einen sterbenden Artgenossen beinahe zärtlich an und zieht dann weiter. Er frisst ihn nicht, sondern zeigt Trauer, ein kleines Drama vor 235 Millionen Jahren. Eine Sekunde später sehen wir eine Menschen-Familie in den 1950er-Jahren mit ihren Sorgen. Die Milliarden Dramen, die zwischen denen der Dinos und unseren eigenen liegen, lassen die Endlichkeit ihre Zähne so fies blecken wie T-Rex höchstpersönlich. Erst diese Bewusstheit aber, dass wir ein „Sein zum Tode“, also sterblich sind, macht ein bewusstes und sinnvolles Leben möglich. Der Saurier ist für uns Nichtwissenschaftler also vor allem ein Bild der Endlichkeit.

Doch er steht für mehr: für das Alte, Böse, Unkontrollierbare, für den Godzilla, der die Stadt unter sich begräbt, das Freudsche Es, das aus den Urzeiten kommt und in der menschlichen Psyche dem Vernünftigen gegenübersteht. Und weil Dinos damit in unseren Gedanken existieren, so wie Einhörner und der Weihnachtsmann, sind sie nichts anderes als das, was Drachen für das Mittelalter waren: eine Metapher. Wie viel Sinnvolles wir aus dieser Metapher ziehen, liegt an uns. Ob die Dinosaurier pink oder grün waren, ist dagegen völlig egal.

Text: Maja Hoock

Alle hier abgebildeten Illustrationen sind aus dem Dinosaurier-Buch „Die verlorenen Welten des Zdenek Burian“, das bei Matthes & Seitz in der Reihe „Naturkunden“ erschienen ist.



WIENER LANGSAMKEIT

Zuerst: Knize spricht man mit weichem „Sch“ wie in „schön“ aus. Der Wiener Herrenausstatter hat Tradition und da gehört das „Knische“-Hauchen zum Aufnahme ritual in den Kreis der Stammkunden. Diese erfahren dafür von der irren Geschichte hinter dem Marmor-Portal.

Wenn alles aus den Fugen gerät, gibt es Rituale, die erden. Dazu braucht ein Mann etwa einen Hausmantel. Zieht er ihn an, ist er zu Hause, denn der symbolische Akt trennt Alltag von Privatheit. Weiter braucht er einen männlichen, warmen Duft, der ihn schon beim Auflegen verwandelt. Außerdem braucht ein Mann einen Smoking, und zwar einen auf den Leib geschneiderten, der perfekt fällt und ihn dazu bringt, sich elegant zu bewegen. Symbolik verfeinert das Leben, indem sie Handlungen bewusst macht. Doch in der bekanntlich weniger ästhetischen Realität gibt es nur noch eine Handvoll Geschäfte, die sich darauf spezialisiert haben. Darum sind die wenigen wahre Inseln in der Kaufhaus-Tiefsee und

kommen einem umso schöner vor. Knize ist so eine Insel in Wien. Betritt man den Laden im ersten Bezirk durch das schwarze Marmorportal, nimmt einen sofort eine köstliche Illusion ein: Alles ist gut. Obwohl man sich die Zuneigung der Verkaufsdamen schon erarbeiten muss. Die Grantlerinnen begrüßen ihre Kunden im engen Entree mit hochgezogener Augenbraue, solange sie nicht zu den 1000 der Stammkartei gehören. Lässt man sich davon nicht verschrecken, entdeckt man direkt neben ihnen auf dem Jahrhundertwende-Verkaufstisch die berühmten Knize-Parfums, die erste Herrenduftserie der Welt. James Dean trug das nach Rosmarin, Zedern- und Sandelholz duftende „Knize 10“ und Billy



Wilder kaufte sogar einmal den gesamten Bestand auf, weil es in Hollywood so schwer zu bekommen war. Nur vier Schritte weiter saugt einen die geschwungene Treppe mit ihren geräuschvollen Holzstufen förmlich an. Die obere Etage ist eine Höhle aus Holz und Leder, in der es so ruhig zugeht, dass sich die eigenen Bewegungen automatisch mitverlangsamen. Beruhigend ist es, aus einem der Sessel dabei zuzusehen, wie die Kunden sich für einen Maßanzug vermessen lassen oder seidene Knize-Hausmäntel und schwarze Brioni-Fracks anprobieren. Selbst junge Kunden tragen hier maßgeschneiderte Dreiteiler oder Kaschmir-Pullover mit weiten Stoffhosen, dazu moderne Details wie bunte Socken. Der Knize-Träger ist eine Mischung aus Humphrey Bogart, dem Popstar Stromae und einem Jäger in Wachs-Jacke. Es herrscht eine lange gewachsene Vorstellung vom Schönen und Guten.

Knize gilt seit 1920 als eine der ersten Herrenmodemarken weltweit, doch schon vor der Marke gab es den Laden. Der böhmische Schneider Josef Knize – den Familiennamen schreibt man mit ž, den Laden meist mit z – gründete ihn vor über 150 Jahren, zu Zeiten Kaisers Franz Josephs I. Madame Bovarys und Heinrich Heines. Zur Eröffnung schrieb er in der Zeitung: „J.Knize, Schneider-

meister für Civil und Militär zeigt hiermit höflich an, daß er das seit vielen Jahren bestehende Geschäft übernommen und durch elegante und moderne Arbeit die Kunden seines Vorgängers zu erhalten suchen wird.“ Knapp zwanzig Jahre führte er den Laden und bekam die Fortschrittsmedaille der Wiener Weltausstellung verliehen. Er führte den osmanischen und persischen Hofstil, setzte sich gegen die englischen Sport-Geschäfte durch und versorgte Herzöge mit Reitkleidung. Als der alte Knize 1880 starb, übernahm sein Sohn, der bereits fünf Jahre später verschuldet war. So stieg der jüdische Bankierssohn Albert Wolff in das Unternehmen ein und rettete die Finanzen. Knize Junior wurde „k. u. k. Hof-Schneider“, starb aber im selben Jahr und so wurde Albert Wolff Alleininhaber. Er heiratete die Tochter einer Bauherrin des berühmten Architekten Adolf Loos, die nach dem Tod ihres Mannes gegen alle damaligen gesellschaftlichen Vorstellungen den Herrenausstatter weiterführte. Dabei kamen Giesela Wolffs gute Beziehungen ins Spiel: Adolf Loos, der Bekannte ihrer Mutter, gestaltete 1910 die Belle-Époque-Filiale am Stephansdom mit dem goldenen Schriftzug.

Die obere Etage in diesem Loos-Haus ist eine Mischung aus Privat und Öffentlich, weil sich die touristische Laufkund-





schaft selten dort hinauf verirrt. Der Raum ist erst verwinkelt und mit Holz-Decken abgehängt, weitet sich aber mit den hinteren Räumen in erstaunliche Breiten aus. Die dicken grünen Teppiche, auf denen zusätzliche rote Perser liegen, schlucken alle Geräusche und so hört man nur ab und zu den schabenden Ton, den das Kirschholz der Schränke und Vitrinen beim Öffnen von sich gibt. Braune Tapeten tönen das einfallende Licht ab, doch

„James Dean und Billy Wilder trugen das nach Rosmarin, Zedern- und Sandelholz duftende ‚Knize 10‘“

die Decken sind hoch genug, um der Atmosphäre Luft zu geben. Zentral steht ein Bock mit Reitsattel darauf; eine Spielerei, wie sie typisch für den Laden ist, in dem in den 1920er-Jahren viele Künstler einkauften. Der Maler Oskar Kokoschka bezahlte seine Anzüge mit Gemälden. Regisseur Billy Wilder ließ seine Outfits bis zum Tod bei Knize anfertigen, Kurt Tucholsky kaufte hier Hemden und Marlene Dietrich die Fracks für ihre Bühnenshows.

Filmmacher Fritz Lang war Kunde und als Josephine Baker Ski fahren ging, bekam sie ihre Hosen in diesen Räumen angepasst. Durch den Erfolg konnte die Witwe Wolff expandieren und ließ ihren Architekten Adolf Loos Filialen in Karlsbad, Berlin und Paris gestalten. 1924 übernahm dann ihr Sohn Fritz den Laden und machte Knize zur Marke: Polo wurde zum Symbol höchster Eleganz stilisiert und das Image auf die Marke übertragen, unter ande-

rem durch das Parfum „Knize 10“, das nach der höchsten Zahl beim Polospiel benannt wurde. Als Knize damit auf dem Höhepunkt des Erfolges war und seit 50 Jahren den Wolffs gehörte, wurde die Familie in „Wolff-Knize“ umbenannt.

Doch mit dem Anschluss an das Deutsche Reich kam ihr Laden 1938 in Nazi-Verwaltung und die jüdische Familie musste Österreich verlassen. Sie ging zuerst nach Paris und kam von dort in ein Sammellager bei Bordeaux, konnte aber weiter nach New York fliehen. Dort wurde der Familien-Name Wolff-Knize komplett auf Knize verkürzt. So gab es im amerikanischen Exil einen „echten“ Knize-Laden in der 56. Straße. Einige Kunden waren sogar dieselben wie in Österreich, da auch sie fliehen mussten. In der Zwischenzeit führten die eigenen Angestellten das Wiener Geschäft weiter. Es handelte sich also um eine „freundliche Arisierung, auf jeden Fall besser als durch

Fremde“, wie ein Knize-Enkel vor einiger Zeit an die „Wiener Zeitung“ schrieb. Dennoch kleidete sich dort der NS-Gauleiter Baldur von Schirach ein, während die eigentlichen Inhaber im Exil saßen. 1945 gaben die Angestellten das Unternehmen ohne Umstände an Fritz Knize zurück, doch es wurde nach Kriegsende nie wieder wie vorher. Das Geschäft in Berlin war zerstört, die Knize-Nachfolger blieben größtenteils in den USA und Fritz Knize starb nach kurzer Zeit. Die wertvolle Kunstsammlung mit Werken von Oskar Kokoschka und Egon Schiele war in Nazibesitz; Teile davon sind heute in bekannten Wiener Museen ausgestellt und wurden noch immer nicht zurückgegeben. Dieses Thema wird in der aktuellen Chronik der neuen Besitzer des Unternehmens ausgespart, was einen seltsamen Beigeschmack hinterlässt.

In den 1970er-Jahren verlor Knize durch den Eisernen Vorhang die Filialen in Karlsbad und Prag, später mussten auch die Pariser und New Yorker Filialen geschlossen werden. Heute gibt

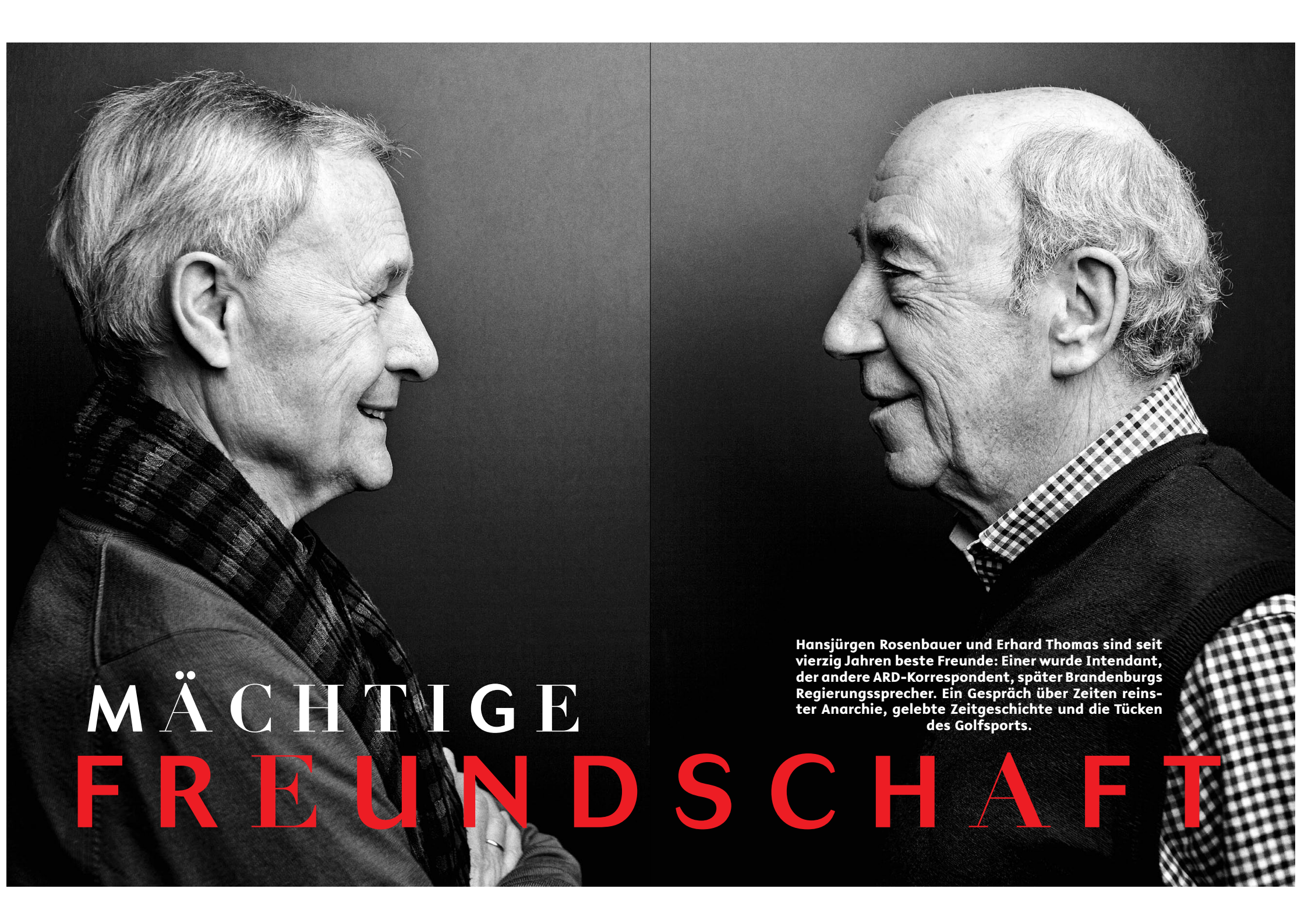
es Knize trotzdem noch am Graben 13 in Wien, direkt am Stephansdom. Äußerlich hat sich seit 1910 kaum etwas verändert. Nur wenn man die Geschichte des Ladens kennt, weiß man, was anders geworden ist. Rudolf Niedersüß, der 1956 als junger Modeschüler bei Knize in die Praxis ging, leitet das Haus mit 40 Mitarbeitern seit den 70er-Jahren. Wenn er sich zur Ruhe gesetzt hat, sollte sein Sohn übernehmen, doch der hat sich mit einem eigenen Geschäft selbstständig gemacht und ist ausgestiegen. Außerdem wird bei einem Generationenwechsel die Miete so stark angehoben, dass es vielleicht das Ende für den Laden in der Wiener Innenstadt bedeutet. So erlebt der neue, alte Knize die dritte bewegte Familiengeschichte in anderer Besetzung. Hoffentlich bleibt seine Langsamkeit dabei erhalten, denn sie erdet doch so angenehm.

Text: **Maja Hooek**

Fotos: **Knize**

Knize befindet sich Am Graben 13 in Wien.





MÄCHTIGE

FREUND SCHAFT

Hansjürgen Rosenbauer und Erhard Thomas sind seit vierzig Jahren beste Freunde: Einer wurde Intendant, der andere ARD-Korrespondent, später Brandenburgs Regierungssprecher. Ein Gespräch über Zeiten reiner Anarchie, gelebte Zeitgeschichte und die Tücken des Golfsports.

Sie kennen sich seit 40 Jahren. Eine einmalige Verbindung?
Erhard Thomas: Über diesen Zeitraum und in so unterschiedlichen Konstellationen, wie wir sie hatten? Ganz klar: ja.
Hansjürgen Rosenbauer: Bei mir auch, weil ich in meinem Leben sehr oft den Ort gewechselt habe. Ich war froh, als ich die Kleinstadt hinter mir gelassen hatte, und bin auch nicht der Typ, der auf seiner 20. Abiturfeier alle toll findet, die er früher blöd fand.
Erfolg und Freundschaft verhalten sich oft feindlich zueinander. Bei Ihnen nicht?
H.R.: Wir hatten immer Interesse daran, dass der andere auch erfolgreich ist. Das ist unter Journalisten nicht verbreitet. Ich kenne das von Konferenzen, wo befreundete Kollegen hinterrücks zu mir kamen und sagten: „Aber ich bekomme die 20 Uhr Tagesschau.“ Das heißt, bei aller Freundschaft wollen sie doch den besseren Sen-deplatz.
Wie haben Sie sich kennengelernt?
H.R.: Ich war frisch beim WDR in Bonn, als Willy Brandt 1974 zurücktrat, meine erste große Geschichte. Vorher war ich ARD-Korrespondent in Prag und hatte eine gewisse Affinität zum sozia-listischen Ausland. Darüber bin ich mit Erhard Thomas ins Ge-spräch gekommen ...
E.T.: ... ich war für die Ost-West Redaktion des WDR auf einem Empfang der rumänischen Botschaft. Er drehte dort mit einem Kamera-Team. Wir kamen ins Gespräch und er fragte mich, ob ich nicht Lust hätte, bei ihm im Studio Bonn (Tagesschau) anzufangen, weil dort noch Leute gebraucht wurden. Ich fuhr am nächsten Tag hin und blieb neun Jahre. Hansjürgen und ich haben ein Zimmer



geteilt und uns gegenseitig unsere Sätze vorgelesen, denn der erste Satz der „Tagesschau“ ist der schwierigste.
Wann haben Sie dann gemerkt, dass Sie nicht nur Kollegen sind?
H.R.: Als Tommi mir seine Ski-Ausrüstung inklusive Schuhen und Jacke geliehen hat. Das war mir alles zu groß und ich musste

mir vor Ort etwas Eigenes zulegen. Aber man leiht nicht einfach irgendeinem Kollegen seine komplette Ausrüstung.
E.T.: Meine damalige Frau sagte dazu: „Dann war irgendwann der Rosenbauer da.“
Haben Sie sich nie aus den Augen verloren?
E.T.: In den 80ern war Hansjürgen Kultur- und Auslandschef beim WDR und ich Korrespondent in Washington. Die Verbindung blieb aber bestehen, weil ich oft Beiträge für den „Kulturweltspiegel“ lieferte, den Hansjürgen moderierte.
H.R.: Ich habe Tommi aber immer beneidet, weil er draußen an der Front war.
Später haben Sie wieder beide in Potsdam gearbeitet. Wie kam das?
E.T.: Ich bin jetzt gespannt, deine Version der Story zu hören.
H.R.: Der Kollege Thomas war Korrespondent in Ost-Berlin, als die Mauer fiel. Dann wurde er Regierungssprecher bei Manfred Stolpe in Brandenburg und hat die Regierung motiviert, einen eigenen ARD-Sender zu gründen. Er meinte, sie suchen gerade einen Direktor für diesen neuen Sender „Rundfunk Brandenburg“.
E.T.: Das waren die Zeiten reinster Anarchie. Ich erinnere mich noch an die Intendanten-Wahl in diesem kleinen Haus im Wald. Es gab zwei Kandidaten, dann hat eine Dame aus dem Rundfunkrat, die regelmäßig den „Kulturweltspiegel“ gesehen hat, gesagt, „es gibt doch noch diesen Rosenbauer“. Dann kam das Schicksal: Drei Wahlgänge und keiner von den anderen bekam die notwendige Mehrheit. So wurde er Intendant. Wir sind aufeinander zugegan-gen und haben uns gefragt: „Was machen wir jetzt?“ Wir hatten plötzlich diese unterschiedlichen Funktio-nen und mussten noch miteinander kom-munizieren.
Gab es keine Interessenskonflikte zwi-schen Ihnen als ORB-Intendant und Regierungssprecher?
E.T.: Ich hatte dabei eine Vermittlerfunk-tion, denn es war eine Zeit, in der alle voneinander lernen mussten: Die Re-gierung in der ehemaligen DDR musste lernen mit der neuen Pressefreiheit um-zugehen. Und die Journalisten im neuen Sender ORB mussten lernen. Da sind in der Zeit viele Möchtegern-Stefan-Austs herumgelaufen.
H.R.: Ja ...
Brauchen Freundschaften gemeinsame Feinbilder?
H.R.: Es hilft schon ... (lacht)
Wissen Sie manchmal, was der andere denkt, ohne es auszusprechen?
H.R. und E.T.: Ja!
Was mögen Sie aneinander?
H.R.: Wenn es irgendwo hakt, kann man sicher sein, Tommi regelt es diplomatisch. Wir haben ihn „Klima-Klempner“ genannt. Und wenn er zu uns aufs Land kommt, ist seine erste Frage: „Kann ich etwas helfen?“ Meine erste Frage ist: „Was gibt's zu trinken?“
E.T.: Und ich muss bei dir immer grillen.
H.R.: „Grillmaster Tom“.

„Grillmaster Tom“, und „Tommi“... Herr Thomas, haben Sie denn keinen Spitznamen für Hansjürgen Rosenbauer?
E.T.: Der Mann hat keinen Spitznamen, das ist eigentlich bedenkl-ich.
H.R.: Nur wenn mich jemand nicht leiden kann: „Rosi“. Den finde ich total bescheuert und wenn Tommi mich ärgern will, nennt er mich so.
E.T.: Aber nur ganz selten.
H.R.: Und bei „Tommi“ war es so: Man findet ihn nirgends in den Computern, weil niemand auf die Reihe kriegt, dass er Erhard Tho-mas heißt. Darum nennt ihn niemand beim Vornamen.
E.T.: Wenn du manchmal Erhard sagst, erschrecke ich richtig.

„Ich habe Tommi immer beneidet, weil er draußen an der Front war“

Nachdem Sie beide an vielen Orten gearbeitet haben, sind Sie heu-te wieder Nachbarn?
E.T.: Ja. Ich habe eine neue Wohnung gesucht und er meinte, ich soll mich mal dort umschauen, wo er gelandet war: in Kleinmach-now bei Berlin. Ich wohne dort nun seit 14 Jahren, leihe mir seine Heckenschere aus oder wir bauen zusammen einen Unterstand für das Kaminholz. Aber Hansjürgen wird gerade abtrünnig!
H.R.: Ich bin ja ein Faschist, weil ich nach Berlin ziehe.
E.T.: Das ist dramatisch.
H.R.: Viel schwieriger ist, dass wir in zwei verschiedenen Golf-Clubs sind.
Wie verbindet Sie der Sport?
E.T.: Vor zwölf Jahren hat er mir einen Golfschläger in die Hand gedrückt. Er war schon absolut addicted und schleppte mich auf eine Golfreise nach Tunesien mit - plötzlich hatte ich die Platzreife und war Golfspieler. Na gut. Jetzt haben wir schon einige Golfrei-sen zusammen gemacht, weil unsere Frauen nie mitwollten. Dar-um treten wir immer als ein eingespieltes, altes Ehepaar auf.
Unternehmen Sie auch sonst viel gemeinsam?
E.T.: Wir hatten nie so eine „Mittwoch-Abend-Skat-Freund-schaft“. Dafür hatten wir nie Zeit. Aber wir haben eine neue Tra-dition: Weil wir beide sehr Amerika-affin sind, feiern wir zusam-men Thanksgiving.
H.R.: In meinem Golfclub gibt es die Tradition des „Turkey Shoot“, bei dem man einen Truthahn gewinnen kann. Mir ist das mehrfach gelungen und wir haben ihn dann gemeinsam nach „Bet-ty Crocker's Cookbook“ zubereitet. Wir kochen oft zusammen.
Was unterscheidet eine Männerfreundschaft von der zu Frau-en?
E.T.: Ich kann mit dem Begriff Männerfreundschaft gar nicht so wahnsinnig viel anfangen. Ist der negativ oder positiv besetzt?
H.R.: Das hat gleich etwas von „Männerbünden“ oder von „zu-sammen in den Puff gehen“. Ich kann auch wenig damit anfan-gen. Ich hatte eine ganze Reihe sehr guter Freundinnen, mit denen

ich keine erotische Beziehung hatte, aber über Themen sprechen konnte, die zwischen Männern keine Rolle spielen: Sexualität, emotionale Probleme und so einen Kram.
Sprechen Sie miteinander über Frauen?
H.R.: Wir tauschen uns manchmal darüber aus, ob wir irgendwel-che Abenteuer in der Vergangenheit hatten. Aber das war früher.
Verändert sich Freundschaft mit dem Alter?
E.T.: Es geht gelassener zu.
H.R.: Und es ist zwar eine Plattitüde, aber im Alter fangen Män-ner an, über Gesundheitsprobleme zu reden. Sie wollen vorher nicht darüber reden, wo es wehtut.
E.T.: Tut ja nichts weh.
Können Sie sich aufeinander verlassen?
H.R.: Wenn ich irgendwo an der Prignitz gestrandet wäre und ich Tommi anrufen und sagen würde: „Ich sitze hier, das Auto ist kaputt, kannst du mich holen“, wüsste ich, er kommt. Und umgekehrt. Da ist eine ge-wachsene Selbstverständlichkeit.
E.T.: Oder wenn du in Florida Golf spielen warst, kann ich dich vom Flughafen abholen.
H.R.: Der kleine Fahrdienst.
Wenn Sie den anderen mit einem Wort beschreiben

müssten, welches wäre es?
H.R.: Zuverlässig.

E.T.: Grundvertrauen.

Haben Sie vor diesem Gespräch schon einmal über Ihre Bezie-hung zueinander gesprochen?
E.T.: Wir haben das nie thematisiert. Irgendwie nehmen wir sie als ziemlich selbstverständlich hin. Man muss nicht lange darüber nachdenken oder diskutieren. Es ist einfach so. Und das ist ein Geschenk.

Interview: Maja Hooek
Fotos: Fabian Blaschke

Hansjürgen Rosenbauer (72) war gerade beim WDR (Studio Bonn/Tagesschau) eingestellt worden, als er 1975 Thomas Er-hard kennenlernte. Später wurde er Auslands- und Kultur-chef des WDR in Köln. Er moderierte Sendungen wie den „Kulturweltspiegel“, „Weltspiegel“ und Talkshows wie „Ro-senbauer im Gespräch“. 1991 wurde er Intendant des ARD-Senders ORB und blieb es, bis er 2003 mit dem SFB zum Rundfunk Berlin-Brandenburg (RBB) fusionierte. Heute ist er im Medienrat der Medienanstalt Berlin-Brandenburg und mit seiner Frau in der Filmproduktion tätig. Erhard Thomas (68) begann seine Karriere beim Ost-West-Büro des WDR in Köln, kam zur „Tagesschau“ nach Bonn und ging als Korre-spondent nach Washington und Ost-Berlin. 1990 wurde er für 13 Jahre Regierungssprecher der Landesregierung Bran-denburg, also länger als jeder andere deutsche Regierungs-sprecher. Er war maßgeblich daran beteiligt, die Filmstudios Potsdam-Babelsberg nach der Wende wieder zum zentralen Standort der deutschen Filmproduktion zu machen, arbeitet als Beauftragter der Landesregierung für medienpolitische Aufgaben und ist im ZDF-Fernsehrat.